

Leseprobe aus:

Petra Schier

Die Bastardtochter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PETRA SCHIER

Die Bastardtochter

HISTORISCHER ROMAN



Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Karte Peter Palm, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther
Umschlagabbildungen akg-images;
akg-images/Erich Lessing; thinkstockphotos.de
Satz aus der Kepler PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26801 4

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; herzen hat seine Zeit, aufhören zu herzen hat seine Zeit; suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit; zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit; lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.

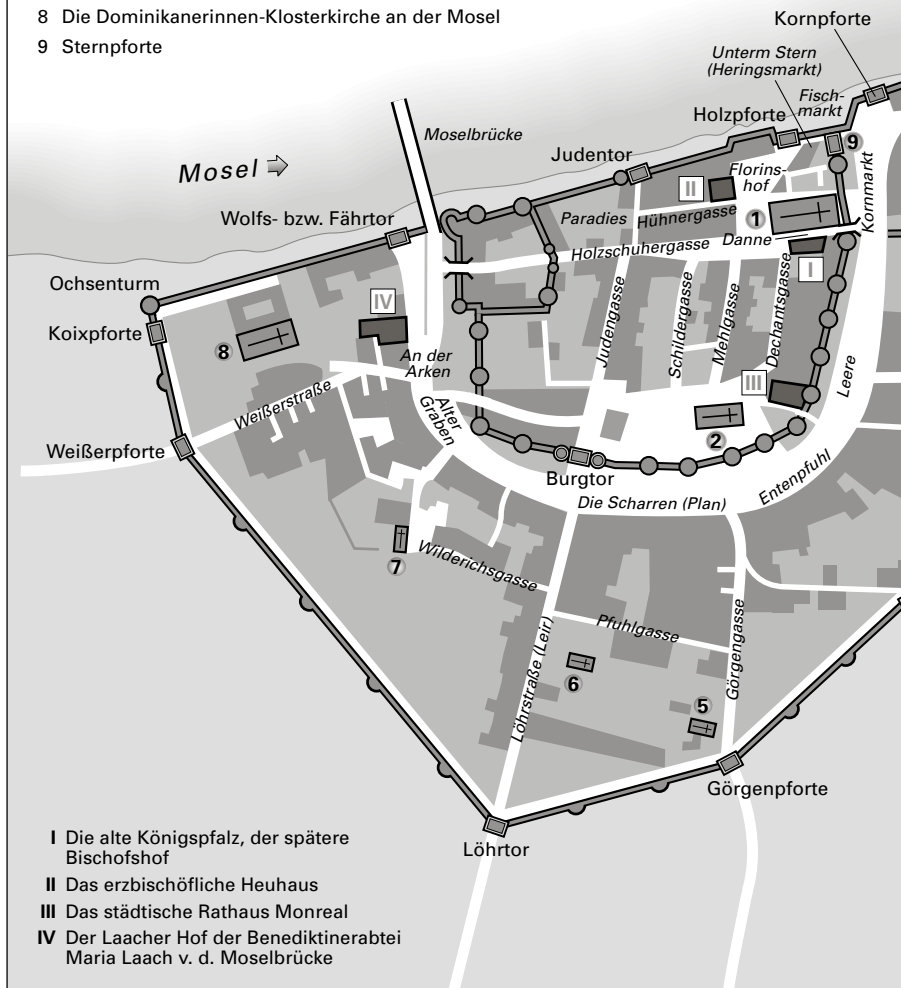
(Prediger, Kapitel 3)



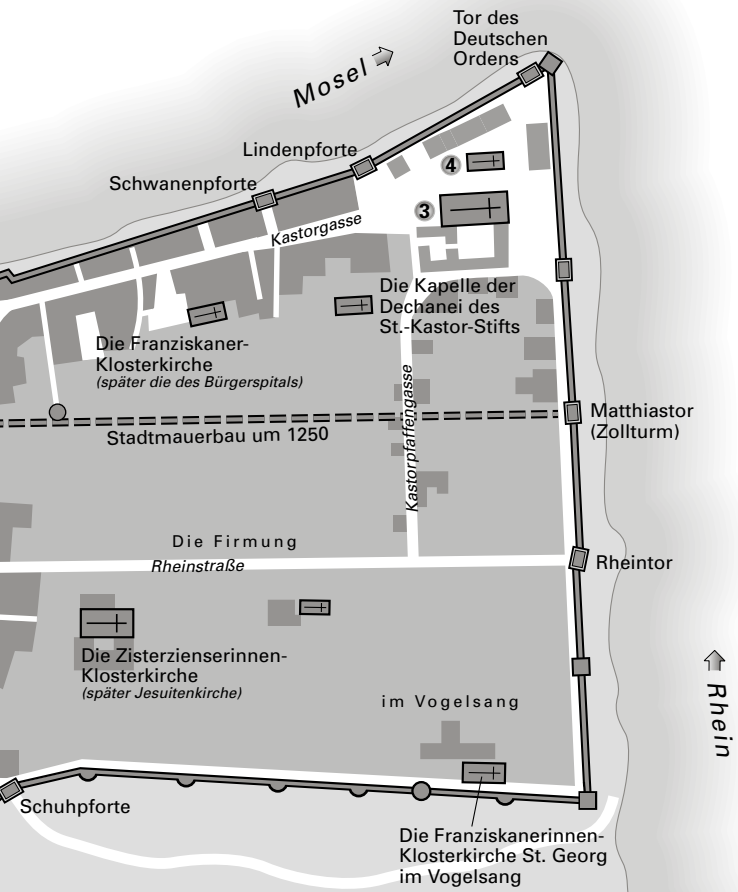
Stört die Liebe nicht auf,
weckt sie nicht,
bis es ihr selbst gefällt.

(aus: Salomos Hohelied)

- 1 Die Stiftskirche St. Florin mit der St.-Martins- und der Katharinenkapelle
- 2 Die Liebfrauenpfarrkirche mit der St.-Michaels- und der St.-Andreas-Kapelle auf ihrem Friedhof
- 3 Die Pfarrkirche St. Kastor mit der St.-Michaels-Kapelle am Eingang zu ihrem Friedhof
- 4 Die Deutschordenskirche mit ihrem Oratorium
- 5 Die Dominikanerinnen-Kirche St. Martin in der Görgengasse
- 6 Die Augustinerinnen-Klosterkirche St. Barbara in der Löhrrstraße
- 7 Die Dominikanerinnen-Klosterkirche zur hl. Katharina in der Weißergasse
- 8 Die Dominikanerinnen-Klosterkirche an der Mosel
- 9 Sternpforte



- I Die alte Königspfalz, der spätere Bischofshof
- II Das erzbischöfliche Heuhaus
- III Das städtische Rathaus Monreal
- IV Der Laacher Hof der Benediktinerabtei Maria Laach v. d. Moselbrücke



Mosel →

Tor des Deutschen Ordens

Lindenpforte

Schwanenpforte

Kastorgasse

4

3

Die Kapelle der Dechanei des St.-Kastor-Stifts

Die Franziskaner-Klosterkirche (später die des Bürgerspitals)

Stadtmauerbau um 1250

Kastorpfadengasse

Matthiastor (Zollturm)

Die Firmung Rheinstraße

Rheintor

↑ Rhein

Die Zisterzienserinnen-Klosterkirche (später Jesuitenkirche)

im Vogelsang

Schuhpforte

Die Franziskanerinnen-Klosterkirche St. Georg im Vogelsang

PROLOG

Jerusalem, August, Anno Domini 1148

Es ist fort.» Robert de Berge, seines Zeichens Ritter König Ludwigs VII. und Angehöriger des Ordens der Tempelritter, übergab einem der Mönche in der Komturei der Heiligen Stadt die Zügel seines Reittieres, während er dem Großkomtur Bericht erstattete.

«Was ist fort?» Der Großkomtur blickte ihn verwundert an.

Robert klopfte sich den Staub von der Kutte. «Unsere Söldner haben die Sarazenen, die in die Schatzkammer eingedrungen sind, tapfer bekämpft und niedergeschlagen. Einer der heidnischen Kämpfer aber ist mit dem Kreuz des Zachäus entkommen. Wir haben ihn verfolgt, konnten ihn jedoch nicht gefangen nehmen. Später, auf dem Weg von Damaskus hierher, sind wir Zeugen mehrerer kleiner Scharmützel geworden. Wir waren nicht genug Männer, um eingreifen zu können, aber ich habe gesehen, dass ein deutscher Ritter jenen Sarazenen tötete und das Kreuz an sich nahm.»

«Warum habt Ihr es ihm nicht abgenommen?»

Robert seufzte. «Wir haben ihn im Gewühl aus den Augen verloren. Es hat Tage gedauert, bis ich ihm wieder begegnet bin. Ich konnte noch mit ansehen, wie der Mann Kreuz, Rahmen und Kette mit zwei anderen Soldaten geteilt hat, dann verschwanden sie.»

«Er hat die drei Teile voneinander getrennt?» Der Großkomtur starrte Robert entsetzt an.

«Bevor ich etwas tun konnte, kam von König Konrad der Befehl zum Aufbruch.»

«Wissen diese Männer, welch mächtige Reliquie sie gestohlen haben?»

Robert schüttelte den Kopf. «Das glaube ich kaum. Nur sehr wenige kennen die Geschichte des Zachäus.»

«Die Reliquie ist also verloren.»

«Vielleicht auch nicht.» Robert folgte dem Großkomtur in dessen Wohnräume und nahm dankend den Becher mit Wein entgegen, den er ihm anbot. «Wir wissen immerhin, dass das Kreuz, der Rahmen und die Kette kaum Kraft haben, solange sie getrennt sind. Das wird verhindern, dass jemand darauf aufmerksam wird.»

«Die drei Teile werden dafür sorgen, dass diejenigen, die sie besitzen, sie wieder zusammenfügen», gab der Großkomtur mit Besorgnis in der Stimme zu bedenken. «Dies geschieht vielleicht nicht heute oder morgen, vielleicht nicht einmal zu unseren Lebzeiten. Nur der Allmächtige weiß, was diese Männer mit ihrer Beute anstellen werden und wohin es die drei Teile verschlagen wird. Wenn sie eines Tages wieder zusammengefügt werden, wird ihre Kraft den Besitzer vernichten.»

«Nur, wenn er nicht im Herrn wandelt», widersprach Robert. «Der Zöllner Zachäus hat das Kreuz anfertigen lassen als Zeichen der christlichen Nächstenliebe und als Sinnbild des Unrechts, das unserem Heiland durch den Tod am Kreuz widerfahren ist. Er selbst ist durch Jesu Liebe zu einem Erleuchteten geworden. Das Kreuz wird das Gute in der Welt stets schützen.»

«Mir wäre es lieber, wir würden Gesandte ausschicken, die versuchen, die Reliquie zurückzuholen.»

«Mit Verlaub, Großkomtur, das würde einer Suche nach der Nadel im Heuhaufen ähneln. Wir haben viel zu wenig Männer im Heiligen Land, die Kämpfe gegen die Sarazenen reiben uns auf. Der Großmeister Everard wird in Kürze mit König Ludwig nach Frankreich zurückkehren. Auch wenn er seine Männer hierlässt, reicht unsere Streitmacht doch gerade aus, um unsere Position zu halten und den Gralsschatz zu verteidigen.»

«Ich weiß, Robert, ich weiß. Aber wie sollen die Menschen jemals erfahren, was es mit dem Kreuz des Zachäus auf sich hat?»

Robert rieb sich nachdenklich das Kinn. «Vielleicht, indem wir seine Geschichte niederschreiben.»

«Niederschreiben? Die meisten Christen können nicht einmal ihren eigenen Namen lesen!»

«Großkomtur, du darfst den Glauben an die Menschen nicht verlieren. Das Kreuz des Zachäus ist ein mächtiges Zeichen der Liebe. In ihm lebt die Erkenntnis von Recht und Unrecht, von Gut und Böse. Meinst du nicht, es wird auf seine ganz eigene Weise dafür sorgen, dass seine drei Bestandteile wieder vereint und von den rechten Menschen mit Ehrfurcht behandelt werden?»

Der Großkomtur dachte lange über Roberts Worte nach, schließlich nickte er zustimmend. «Also gut, lass die Geschichte des Kreuzes niederschreiben und Sorge dafür, dass sie verbreitet wird. Aber achte darauf, dass man den Weg zum Gralsschatz nicht bis hierher zurückverfolgen kann.»

«Natürlich, Großkomtur.» Robert war schon im Begriff, den Auftrag in die Tat umzusetzen. «Es wird sich alles zum Guten wenden, wenn wir nur daran glauben. Und wer weiß, vielleicht wird eines Tages das Kreuz des Zachäus seinen Weg wieder zum Gralsschatz zurückfinden.»

1. KAPITEL

Koblenz, 12. Mai Anno Domini 1362

Nervös zupfte Enneleyn an ihrem neuen rostroten Brokatkleid herum, dessen Ärmel, Saum und Ausschnitt sie eigenhändig mit zartgelben Blütenranken bestickt hatte. Wieder und wieder hatte sie ihr Aussehen in dem ovalen Spiegel mit dem langen Silbergriff begutachtet. Nicht, weil sie sich der Eitelkeit hingab, das stand ihr nicht zu und dazu war sie auch viel zu bescheiden. Aber sie wollte unbedingt, dass alles perfekt war: ihr Kleid, ihr honigblondes, kunstvoll hochgestecktes Haar, ihre Haltung, ihr Benehmen. Sie fand sich selbst nicht übermäßig hübsch, wenngleich alle Welt beteuerte, sie habe sich seit jenem Tag vor gut zehn Jahren, als Graf Johann von Manten sie bei sich aufgenommen und als seine leibliche Tochter offiziell anerkannt hatte, sehr zu ihrem Vorteil entwickelt.

Sie gab sich alle Mühe, hatte sich geschworen, die beste, gehorsamste Tochter zu sein, die sich ein Graf und Ritter nur wünschen konnte. Zum Vorbild nahm sie sich stets ihre Stiefmutter, Frau Elisabeth, die an Vornehmheit, Wohlerzogenheit und Herzensgüte nicht zu übertreffen war. Nur in einem scheiterte Enneleyn beständig – sie brachte es nicht fertig, dieselbe stolze, energische und entschlossene Unerschrockenheit gegenüber fremden Menschen oder Vertretern des männlichen Geschlechts aufzubringen, wie es ihre Stiefmutter zu tun pflegte. Möglicherweise stand ihr so etwas auch gar nicht zu. Immerhin war sie nur eine Bastardin, das uneheliche Kind einer Schankwirtstochter, die Graf Johanns verstorbene erste Gattin für eine Weile ersetzt hatte. Zumindest in fleischlicher Hinsicht. Geliebt hatte er Aleidis nie; seiner Tochter hingegen gehörte sein Herz, jedenfalls der

Teil, den nicht Elisabeth einnahm oder die vier Kinder, die sie ihm in den vergangenen zehn Jahren geboren hatte.

Eines dieser Kinder, der Stimme nach die Jüngste, Mariana, heulte gerade herzerweichend im Untergeschoss. Elisabeths beruhigende Stimme war zu vernehmen und dann die der Kinderfrau Christine, woraufhin sich das Geplärr in einen protestierenden Schluckauf verwandelte. Enneleyn schmunzelte. Mariana war eine zauberhafte und engelsgleiche Dreijährige, die ihrer Mutter geradezu aus dem Gesicht geschnitten zu sein schien. Doch sie hatte auch einen eisernen Willen, der nicht selten an Sturheit grenzte. Vermutlich hatte sie sich wieder einmal etwas in den Kopf gesetzt, mit dem entweder ihre um zwei Jahre ältere Schwester Reinhild nicht einverstanden war oder einer der Erwachsenen. Letzteres vermutlich zu ihrem Schutz, denn die Kleine war nicht nur ein Dickkopf, sondern darüber hinaus auch ausgesprochen abenteuerlustig.

Ein letztes Mal zupfte Enneleyn an ihrem Kleid herum, dann straffte sie die Schultern, atmete tief ein und begab sich hinunter ins Erdgeschoss des großen Stadthauses, in dem sie nun schon ihr halbes Leben verbracht hatte. Aus der Küche vernahm sie das Gezeter der Magd Hilla und die scharfe Zurechtweisung der Köchin Josefa. Herrliche Düfte stiegen ihr in die Nase; sie freute sich bereits auf das gute Mahl, das sie am Abend erwartete. Ihr Vater hatte Gäste zum Essen geladen – die Ratsherren Werner Sack sowie Walter und Christian Hole. Leider brachten die Herren heute nicht ihre Gemahlinnen mit, was auch Elisabeth sehr bedauert hatte. Doch zumindest ihre enge Freundin Luzia Wied, eine reiche Gewürzhändlerin, und deren Gemahl Martin, ein angesehener Weinhändler und ebenfalls Ratsmitglied, würden dafür sorgen, dass die Runde fröhlich und lebhaft werden würde. Sie unterhielten Abendgesellschaften immer gerne mit ihren Erzählungen von den Reisen, die sie hin und wieder unternahmen

und die sie zumeist weit hinunter in den Süden führten. Zweimal hatten sie die Alpen überquert und Martins ältesten Bruder Bertholff besucht, der in Mailand ein großes Fernhandelskontor besaß und sie regelmäßig mit italienischen Weinen, kostbaren Gewürzen, Duftölen und Buchfarben belieferte.

Enneleyn liebte es, den Geschichten der beiden zu lauschen, denn sie war selbst noch nie weiter als bis Trier gereist oder zur Stamburg der Familie von Manten an der Mosel. Auch Münstermaifeld besuchte sie zwei- bis dreimal im Jahr, denn dort lebten ihre Mutter und ihre fünf jüngeren Halbgeschwister. Aleidis war mit dem Schankwirt Bert Mundschenk verheiratet, der schon aus erster Ehe drei Kinder hatte. Enneleyn mochte ihn, denn er war ein gutmütiger Mann, der seiner großen Familie mit viel Humor vorstand. Ihre Mutter konnte sich an seiner Seite sehr glücklich schätzen, und Enneleyn gönnte ihr das Glück von Herzen. Dennoch – oder gerade deswegen – waren ihre Gefühle, was ihre familiäre Situation anging, äußerst zwiespältig. Sie liebte ihre Mutter und deren Familie, doch ebenso liebte sie Graf Johann und Elisabeth, die ihr durch die offizielle Anerkennung als Tochter die Gelegenheit gaben, in einen Stand aufzusteigen, der dem von Aleidis und Bert so weit überlegen war, wie man es sich nur vorstellen konnte. Enneleyn war ihrem leiblichen Vater zutiefst dankbar, gleichzeitig lebte sie in der ständigen Angst, ihn zu enttäuschen. Die ersten neun Jahre ihres Lebens hatte sie in der Obhut ihrer Mutter verbracht, die meiste Zeit davon mit dem Makel der Unehelichkeit behaftet. Selbst als Aleidis dann aufgrund eines Handels zwischen Johanns inzwischen verstorbenem Vater und dem Grafen Simon von Kempenich mit Bert Mundschenk verheiratet worden war, haftete Enneleyn weiterhin der Ruf an, außerhalb der Ehe empfangen worden zu sein. Sie war nie ein anerkanntes Mitglied der Dorfgemeinschaft gewesen, selbst die Kinder der leibeigenen Bauern hatten auf sie

herabgesehen und sie oft gehänselt. Schlagartig hatte sich das geändert, als bekannt geworden war, dass Johann von Manten und seine Gemahlin die kleine Bastardtochter legitimieren und bei sich aufnehmen wollten. Seither wurde sie bei ihren Besuchen in Münstermaifeld mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, ein Sonderling blieb sie aber nach wie vor.

In Koblenz verhielt es sich ähnlich, denn hier hatte das Gerücht über ihre niedere Herkunft bereits die Runde gemacht, noch bevor sie überhaupt im Hause ihres Vaters eingetroffen war. Zwar waren Bastarde in den Adelsfamilien nichts Seltenes, auch anerkannte nicht, dennoch hatte Enneleyn vom ersten Tag an das Gefühl, unter einem Vergrößerungsglas zu leben.

Die Koblenzer Bürger hatten sich inzwischen zwar längst an sie gewöhnt, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, sich ihr gegenüber despektierlich zu verhalten. Dazu waren Graf Johanns Ansehen und Einfluss in der Stadt, insbesondere im Rat, viel zu groß. Dennoch schwebte ihre uneheliche Geburt immer wie ein Schatten über ihr, der sie daran gemahnte, nichts im Leben als selbstverständlich anzusehen. Sie gab sich alle Mühe, eine mustergültige Tochter zu sein und niemandem Anlass zur Klage zu geben. An Tagen wie heute verdoppelte sie ihre Anstrengungen noch einmal, denn vor kaum etwas fürchtete sie sich mehr als davor, ihren Vater und dessen Gemahlin womöglich in Verlegenheit zu bringen.

«Da bist du ja.» Gerade als sie die unterste Treppenstufe erreicht hatte, kam Elisabeth durch die Haustür herein. «Ich habe mich schon gefragt, wo du so lange steckst. Hast du Mariana gehört? Ich sage dir, wenn das Kind weiter so laut brüllt, wird man sie eines Tages noch als Marktschreierin wiederfinden oder als Ausruferin für den Stadtrat.» Sie lachte. «Christine ist jetzt mit ihr und Reinhild nach draußen gegangen. Nicht lange natürlich, denn für die Kinder wird es bald Zeit zum Essen und danach fürs

Bett. Aber möglicherweise werden sie ja müde, wenn sie im Hof herumtollen.»

«Ich kann mich auch um die beiden kümmern, Frau Elisabeth», bot Enneleyn sich sogleich an. «Ihnen vielleicht etwas vorlesen, bis sie einschlafen oder ...»

«O nein, heute nicht.» Streng, jedoch mit einem schalkhaften Funkeln in ihren dunkelbraunen Augen, schüttelte die Gräfin den Kopf. Sie war eine wunderschöne Frau mit Haaren so dunkelbraun, dass sie beinahe schwarz wirkten. Heute hatte sie sie zu Schnecken geflochten und in silberdurchwirkten Haarnetzen gefangen. Ungewöhnlich war ihr hoher Wuchs, denn sie war größer als viele Männer und nur eine Handbreit kleiner als ihr Gemahl. Dies, zusammen mit ihrem ebenmäßigen Antlitz, dem glatten, dunklen Teint und ihrer würdevollen Ausstrahlung machte aus ihr eine beeindruckende Erscheinung, vor der Enneleyn sich als Kind sogar hin und wieder ein wenig gefürchtet hatte. Diese Zeiten waren inzwischen vorbei – meistens zumindest. «Du wirst dich nicht vor dem gemeinsamen Essen mit den Ratsherren drücken, meine Liebe.» Elisabeth legte ihr eine Hand auf den Arm. «Das wäre nicht nur unhöflich, sondern außerdem ausgesprochen schade. Du siehst nämlich in dem neuen Kleid sehr hübsch aus. Die Männer werden Stielaugen machen, wenn sie dich sehen, und ganz vergessen, dass sie sich mit deinem Vater wegen der Brückenzölle und den Stadtsoldaten beraten wollten.»

Enneleyns Wangen erwärmten sich leicht. «Danke, Frau Elisabeth.»

«Dafür, dass ich nur das Offensichtliche ausgesprochen habe?» Wieder lachte die Gräfin. «Komm, Kind, mach nicht so ein skeptisches Gesicht. Lächle und freue dich auf den Abend. Es wird ganz sicher sehr nett, denn Luzia wird uns erzählen, welche wunderbaren neuen Duftöle dieser Apotheker in Worms diesmal für sie hergestellt hat. Johann hat mir erzählt, dass die *Ludwina*

gestern im Rheinhafen angelegt hat. Das bedeutet, die Familie Wied hat einen Berg neuer Waren erhalten. Bist du nicht auch neugierig darauf?»

«Natürlich bin ich das.» Unwillkürlich lächelte Enneleyn, denn so sehr sie sich auch um Bescheidenheit bemühte, den Duftölen und -essenzen, mit denen Frau Luzia handelte, konnte sie nur schwer widerstehen.

«Siehst du. Außerdem kann es sein, dass Luzia Nachrichten von ihrem Bruder Anton mitbringt. Sie erwartet nämlich einen Brief von ihm und hofft, dass er irgendwann dieses Jahr nach Koblenz kommt. Er ist nun schon so lange in der Fremde, und sie vermisst ihn sehr.»

«Das kann ich verstehen.» Enneleyn folgte ihrer Stiefmutter in die Stube und setzte sich neben sie an den großen rechteckigen Eichentisch, an dem bis zu sechzehn Personen Platz fanden. Beide Frauen griffen automatisch nach ihren jeweiligen Handarbeitskörben. Enneleyn zog eine angefangene Stickarbeit hervor, Elisabeth das Oberteil eines Kleides für Reinhild, an dem sie derzeit nähte. «Er ist ja inzwischen ein erfolgreicher Kaufmann, nicht wahr?»

«O ja, das Talent liegt wohl in der Familie.» Elisabeth stichelte an einer Naht, ohne hinzusehen. «Dabei haben wir uns lange Zeit Sorgen gemacht, was wohl einmal aus ihm werden wird. Er war ja ein so stiller, zurückhaltender Junge. Na ja, kein Wunder nach allem, was er während der großen Pest durchmachen musste.» Sie schauderte sichtlich.

Enneleyn wusste, dass auch Elisabeth während der Zeit der großen Pestilenz viel Schlimmes erlebt hatte. Sie selbst erinnerte sich nur noch bruchstückhaft an jene düsteren Tage. Sie war damals einfach noch zu klein gewesen.

«Es war ein großes Glück», fuhr Elisabeth fort, «dass Martin den Jungen in die Lehre nahm. Und als Bertholff Wied ihn dann

zu sich nach Italien geholt hat ... Liebe Zeit, wie lange ist das jetzt her? Acht Jahre? Nein, fast neun. Und nur zweimal hat Luzia ihn seitdem gesehen, als sie Martin auf seinen Reisen begleitet hat. Das letzte Mal vor über fünf Jahren.»

«Das ist wirklich eine lange Zeit. Und nun will er sie also hier besuchen?» Enneleyn versuchte, sich Antons Gesicht vorzustellen, doch es gelang ihr nicht ganz. Sie erinnerte sich noch daran, dass er rotblonde, kurze Locken gehabt hatte und blaue Augen. Hochgewachsen und schlaksig war er gewesen, für einen Jungen von sechzehn oder siebzehn Jahren nichts Ungewöhnliches. Er hatte als Knecht in Graf Johanns Haus gearbeitet, bevor er zu Martin Wied in die Lehre gekommen war. Lange Zeit hatte sie jedoch nicht mit ihm im selben Haushalt verbracht, und übermäßig viel miteinander gesprochen hatten sie erst recht nicht. Ein fast erwachsener junger Mann und die kleine Bastardtochter des Grafen hatten schließlich nicht das Geringste miteinander gemein.

Nein, so ganz stimmte das nicht. Enneleyn kannte die Geschichte von Luzia und Anton Bongert, dem Geschwisterpaar, das während der großen Pest die gesamte Familie verloren hatte. Luzia war damals bereits Leibmagd bei Elisabeth gewesen. Was sie – Enneleyn – mit dem Geschwisterpaar teilte, war die niedere Herkunft. Luzia und Anton waren die Kinder eines frei geborenen Bauern aus dem Eifeldorf Blasweiler. Kaum jemand außerhalb der Familien Wied und Manten wusste davon, und Enneleyn würde sich eher die Zunge abbeißen, als dieses Geheimnis zu verraten. Die beiden hatten mit der Hilfe ihrer hochgeborenen Freunde ihren Weg gemacht und sich über den niederen Stand ihrer Geburt erhoben. So etwas kam selten vor und Enneleyn bewunderte gerade Frau Luzia dafür, dass sie es geschafft hatte, eine weithin bekannte und geachtete Gewürzhändlerin zu werden. Ganz zu schweigen davon, dass ihre Ehe mit Martin Wied

wie die von Johann und Elisabeth unter einem ausgesprochenen Glücksstern zu stehen schien. Beide Paare waren einander nicht nur in Pflicht, sondern in Liebe verbunden. Ein Glück, das bei weitem nicht allen Ehen beschieden war.

Vielleicht, so hoffte Enneleyn insgeheim, würde auch sie einmal einen Mann finden, der sie trotz ihrer unehelichen Geburt lieben und heiraten würde. Die nächsten Worte ihrer Stiefmutter rissen sie aus ihren Überlegungen.

«So, wie ich es verstanden habe, denkt Anton darüber nach, seine Geschäfte ganz nach Koblenz zu verlegen.» Elisabeth legte die Nadel beiseite und hob das Kleidchen ein wenig hoch, um die fertiggestellte Naht zu überprüfen. Mit einem zufriedenen Nicken legte sie es zurück in ihren Schoß und fädelt einen neuen Faden auf. «Ich könnte mir vorstellen, dass er nach der langen Zeit allmählich ein wenig Heimweh bekommen hat.»

«Bringt er seine Frau dann mit? Ich meine mich zu erinnern, dass Frau Luzia erwähnte, ihr Bruder wolle heiraten.»

«Das weiß ich nicht genau. Aber du hast recht, in einem seiner letzten Briefe hat wohl so etwas in der Art gestanden. Na, wir werden es heute Abend ganz sicher erfahren.» Als es leise klopfte, hob Elisabeth den Kopf. «Ja, Hilla, was gibt es?»

Die kleine knochige und grauhaarige Küchenmagd war im Türrahmen erschienen. «Herrin, ich soll euch von Josefa ausrichten, dass die Pasteten jetzt fertig sind. Ihr wolltet sie doch kosten, bevor wir sie heute Abend auf den Tisch bringen. Und der Godewin ist mit den Mehlsäcken und der Hirse zurückgekommen.»

«Oh, gut, ich kümmere mich um die Pasteten.» Elisabeth erhob sich und legte ihre Handarbeit zur Seite. «Enneleyn, sieh du nach dem Mehl und der Hirse. Achte genau darauf, wie fein der Müller diesmal gemahlen hat. Wenn das Mehl zu grob sein sollte, muss Godewin die Säcke zurückbringen. Und danach muss die Tafel für das Abendessen gerichtet werden. Hältst du bitte ein

Auge darauf? Und schick Christine mit den Mädchen herein. Ich denke, es ist nun genug gespielt worden. Die Kinder müssen wirklich allmählich essen und dann zu Bett gebracht werden. Unsere Gäste werden bestimmt in Kürze eintreffen.»

«Sofort, Frau Elisabeth.» Rasch legte auch Enneleyn ihre Stickerie beiseite und eilte hinaus in den Hof. Auf dem Weg dorthin holte sie sich jedoch rasch noch einen grauen Arbeitskittel aus der Küche, den sie über ihr Kleid zog, damit es nicht schmutzig wurde. Sie wollte auf keinen Fall Mehlflecke auf dem teuren Brokat.

Godewin, ein kräftiger braunhaariger Knecht mit dichtem Bart, hatte den großen Schubkarren mit den Mehl- und Hirsesäcken neben der Hintertür abgestellt, die zur Küche und zur Vorratskammer hineinführte. Als Enneleyn auf ihn zuging, wischte sich der Knecht gerade mit dem Ärmel über die Stirn. Die Maisonnette hatte bereits ordentlich Kraft, und obwohl es früher Abend war, fühlte sich die Frühlingsluft noch angenehm warm an.

«Jungfer Enneleyn.» Godewin nickte ihr freundlich zu. «Soll ich die Hirse schon mal reintragen? Sie ist in Ordnung, hab mich auf dem Markt davon überzeugt. Wegen dem Mehl müsst Ihr selbst schauen, aber diesmal ist es besser als die letzte Fuhre, die wir bekommen haben.»

«Lass mich trotzdem noch einen Blick auf die Hirse werfen.» So hatte es ihr Elisabeth ja schließlich aufgetragen. Enneleyn wollte sich auf keinen Fall Schlampigkeit nachsagen lassen. «Das dauert ja nicht lange.»

«Wie Ihr meint.» Der Knecht hob die Säckchen mit der Hirse vom Karren und öffnete sie nacheinander, um ihr die Gelegenheit zu geben, den Inhalt zu prüfen. Enneleyn ließ die winzigen Körnchen durch ihre Finger rieseln und nickte zufrieden. «Sehr gut. Bring die Hirse in die Vorratskammer. Ich sehe mir derweil das Mehl an.» Schon griff sie nach einem der schweren Säcke.

«So wartet doch, die kann ich Euch herunterheben.» Godewin half ihr, die Säcke neben dem Karren in einer Reihe aufzustellen.

Enneleyn öffnete den ersten Sack und ging in die Hocke, um das Mehl genau in Augenschein zu nehmen. Es schien in Ordnung zu sein, denn es fanden sich kaum Reste von Spelzen darin. Beim zweiten Sack runzelte sie die Stirn. Der ging gerade noch. Der dritte hingegen schien wieder einwandfrei zu sein.

«Welch lieblicher Anblick. Dafür hat es sich ja gelohnt, ein wenig zu früh hergekommen zu sein.»

Die Männerstimme, die so unvermittelt hinter Enneleyn erklang, ließ sie erschrocken hochfahren. Die Handvoll Mehl, die sie dem letzten Sack entnommen hatte, landete staubend auf ihrem Kittel. Einen undamenhaften Fluch unterdrückend, schüttelte und klopfte sie an dem Kleidungsstück herum und drehte sich gleichzeitig zu dem Unbekannten, der vom offenen Hoftor aus langsam auf sie zukam. Er war mittelgroß und schlank, mit braunem Haar und ebensolchem Oberlippen- und Kinnbart. Hose und Wams bestanden aus edlen Wollstoffen, der lange graue Wappenmantel sowie der Schwertgürtel wiesen ihn als Angehörigen des Ritterstandes aus. Seine braunen Augen musterten sie wohlwollend. «Verzeiht, edle Jungfer, wenn ich Euch erschreckt habe. Das lag nicht in meiner Absicht. Mein Name ist Guntram von Eggern. Die Ratsherren Walter und Christian Hole haben mich eingeladen, mich ihnen heute Abend auf ihrem Besuch bei Graf Johann von Manten anzuschließen. Ihr müsst der Beschreibung nach die Jungfer Enneleyn sein, Graf Johanns älteste Tochter.» Er verbeugte sich knapp. «Wenn ich das so sagen darf: Die Herren Stadträte haben, was Eure Schönheit angeht, eindeutig untertrieben. Ihr seht mich entzückt.»

Enneleyn spürte die verräterische Röte in ihre Wangen steigen. Sie war nicht daran gewöhnt, von Fremden so offene Komplimente zu erhalten. Schon gar nicht, wenn sie in einem häss-

lichen Kittel steckte, der noch dazu von Mehlflecken verunziert war. «Guten Tag, Herr von Eggern. Ich, äh ...» Wieder klopfte sie fahrig an ihrem Rock herum. «Ihr seid also etwas früher hier eingetroffen?»

«Nicht viel zu früh, hoffe ich. Ich bin gerade mit der Fähre von Lahnstein herübergekommen und fand, dass es sich nicht lohnt, erst noch mein Haus aufzusuchen.»

«Ah. Ja, dann kommt herein ...» Gerade als Enneleyn ihm den Weg weisen wollte, erschien Elisabeth in der Hintertür. «Enneleyn? Wo bleibst du denn mit Christine und den Kindern? Sie sollten längst ... Oh, Verzeihung.» Als sie des Fremden ansichtig wurde, trat sie näher. «Ich habe nicht gesehen, dass wir Besuch haben.»

Der Ritter lächelte ihr zu und verbeugte sich ehrerbietig. «Frau Elisabeth, ich wünsche Euch einen guten Tag. Oder vielmehr Abend, denn der lässt ja nicht mehr lange auf sich warten. Verzeiht, dass ich hier so einfach eingedrungen bin und mich der Jungfer Enneleyn ganz formlos vorgestellt habe. Ich bin Guntram von Eggern und auf Einladung der beiden Ratsherren Hole hergekommen, um Euren Gemahl und die Familie kennenzulernen.»

«Tatsächlich.» Neugierig musterte die Gräfin den Ritter und nickte beifällig: Er wirkte gepflegt und sympathisch. «Es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen. Kommt herein und erfrischt Euch an einem Becher Wein.» Einladend wies sie auf den Eingang. Der Ritter folgte dankend.

Mit noch immer holprigem Herzschlag sah Enneleyn den beiden nach. Dieser Ritter war ausgesucht höflich und freundlich gewesen. Kein Grund, vor Verlegenheit im Boden zu versinken, auch wenn sie in ihrem Arbeitskittel alles andere als vorteilhaft aussah. Dennoch ärgerte sie sich, dass er sie so gesehen hatte. Der erste Eindruck zählte schließlich, und was für einen Anblick hatte sie ihm geboten! Er musste ja denken, dass sie ein ungeschickter

Trampel war. Um sich abzulenken, lief sie hinüber in den Garten, sie wollte nachsehen, wo Christine mit den Mädchen steckte. Tatsächlich rannten die beiden ganz hinten um die Gemüsebeete der Köchin herum. Enneleyn gab der Kinderfrau mit Handzeichen zu verstehen, dass es Zeit wurde, Reinhild und Mariana zurück ins Haus zu bringen, dann kehrte sie zu dem Schubkarren zurück. Inzwischen war auch Godewin wieder da und sah sie erwartungsvoll an. «Ist das Mehl so in Ordnung? Ich hab dem Müller von der Gräfin ausgerichtet, dass er nicht mehr so schlampig mahlen darf, weil sie ihm sonst die Hölle heißmacht.»

«Das Mehl ist gut. Zumindest das meiste davon. Stell den Sack hier», sie deutete auf den zweiten, «ein wenig zur Seite und sag Josefa, dieses Mehl muss sie sieben, bevor sie es verwendet.»

«Mach ich sofort. Frau Elisabeth will übrigens, dass Ihr in die Stube kommt und dem Gast Gesellschaft leistet.»

Das hatte sich Enneleyn bereits gedacht. Ihre Stiefmutter ließ keine Gelegenheit aus, sie mit Gästen zusammenzubringen und ihr neue Bekanntschaften zu ermöglichen. Grundsätzlich war Enneleyn ihr dafür auch dankbar, wäre da nicht ihre Angst gewesen, sich zu blamieren. Sie wollte – musste – perfekt sein, um ihrem Vater und ihrer Stiefmutter Ehre zu machen. Also rief sie sich ins Gedächtnis, was Elisabeth ihr in den vergangenen Jahren immer und immer wieder gepredigt hatte: Eine hochgeborene Frau ließ sich weder Angst noch Unwohlsein anmerken, ging stets aufrecht, trug den Kopf hoch und den Blick gesenkt. Damit konnte Enneleyn nichts falsch machen, auch wenn sie nicht hochgeboren war.

Da dieser Guntram von Eggern auf Einladung der Ratsherren hier war, würde er sowieso hauptsächlich mit ihnen und Graf Johann reden wollen und keinerlei Interesse haben, sie noch einmal anzusprechen. Sie würde sich an ihre Stiefmutter und Frau Luzia halten, so wie es sich für eine brave Tochter gehörte.